

Diözesan-Caritas-Tag (Predigt zu Mk 10,46-52)

Wenn ein Kirchenjahr zu Ende geht, erinnern mahnende Worte ans Ende der Zeiten und rufen zu Entscheidungen. So auch dieses Evangelium, das sonst am letzten Sonntag im Kirchenjahr gelesen wird, am Christkönigssonntag.

Jesus spricht auf seinem letzten Weg nach Jerusalem vom „Weltgericht“, in dem sich die *Herrlichkeit Gottes* und die *Niedrigkeit des Menschen* begegnen.

Näher beschrieben wird das Gericht nicht. Wir erfahren nur, dass es ohne Ausnahme *alle* Menschen betrifft, die nach einem einzigen Kriterium ihr Urteil empfangen: Hast du anderen Menschen Gutes getan – rechte Seite, ewiges Leben. Wenn nicht – linke Seite, ewige Strafe.

Es gibt natürlich etliche Bibelstellen, die vieles andere als heilsnotwendig voraussetzen: Etwa das Bekenntnis zu Jesus, die Taufe, die Umkehr, das Einhalten der Gebote etc. *Hier* ist das nicht der Fall. Hier ist es *nur* das Liebesgebot, das für alle Menschen gilt – unabhängig von Glaube, Herkunft oder Kultur. Denn für *alle* ist Gott Mensch geworden und beschenkt sie mit seiner Liebe.

Nach *dieser* Perikope wäre ein Atheist im Weltgericht besser dran, wenn er sich um Hungernde oder Obdachlose kümmert, als ein Christ, der zwar Gottesdienste besucht, aber den Notleidenden links liegen lässt.

Der Nichtgläubige wird sich vielleicht gar nicht mehr erinnern, mal was für einen Hungernden oder Obdachlosen getan zu haben und verwundert fragen: Herr, wann *hab* ich dich denn hungern oder obdachlos gesehen? Und der Gläubige: *Wo warst* du denn in Not, als ich gebetet habe? – Für beide (und für *uns*) gilt die gleiche Antwort: Was auch immer ich jemandem Gutes getan oder verweigert habe ist so, als hätte ich es Jesus gegenüber getan oder verweigert.

Warum *ist* Gott denn Mensch geworden – doch um ihnen nahe zu sein in jeder noch so verzweifelten Situation. *Wo war* der Menschensohn denn vorzugsweise – doch bei den Ausgestoßenen und Randgruppen der Gesellschaft. Soll das nun seit seiner Himmelfahrt alles vorbei sein?

Das Evangelium sagt ganz klar, dass er uns heute sowohl in der Gestalt des erhöhten verherrlichten Herrn begegnet, als auch in Gestalt des tief erniedrigten Menschen, der Hunger oder Durst hat und fremd oder obdachlos ist.

Wenn das Evangelium uns nun außerdem erklärt hat, dass unser Tun oder Lassen endgültige Konsequenzen hat, dann heißt das nicht „Werkgerechtigkeit“ – gerecht wird man weder durch religiösen Eifer noch durch sozialen Aktionismus. Und Jesus hat nie behauptet, dass man sich den Himmel *verdienen* kann.

Auch nicht durch „Werke der Barmherzigkeit“. Das Wesen der Barmherzigkeit besteht ja gerade darin, dass ich die Bedürfnisse des *anderen* sehe und mich selbst zurücknehme: Ein Mensch ist in Not und ich helfe ihm wie ich kann. Genauso hat Jesus gehandelt.

Und dabei ist völlig unerheblich, ob mich fromme oder sonst welche *Motive* dazu bewegen. Es ist auch egal, ob ich mein Tun oder Lassen als richtig oder falsch *bewerte*. Entscheidend ist letztlich nur, ob das Gute getan wird oder nicht.

Das wirft die Frage auf, warum wir dann überhaupt noch Gottesdienst feiern sollen, wenn‘ s allein darauf ankommt Gutes zu tun. Der Grund ist einfach: es geht um die Wandlung, die ich im Gottesdienst erfahre. Die Gott bewirkt, um in mir geboren zu werden und heranzureifen.

So wird der menschengewordene Gott immer mehr meine Mitte und ich kreise nicht mehr nur um mich selbst und meine Bedürfnisse. Dann kann ich gar nicht mehr anders, als die Not der Anderen zu sehen und entsprechend zu handeln, denn sein Wille und seine Liebe haben in mir Gestalt angenommen.

Insofern hat mein Gottesdienstbesuch und die Wandlung, die ich dabei erfahre, auch mit *meiner* Menschwerdung zu tun.

Erst mit meiner Menschwerdung kommt auch der andere Mensch für mich in den Blick, weil Gott ja auch mit *ihm* verbunden ist.

In diesem Sinn bin ich von meinem Nächsten dann nicht mehr getrennt. Wenn ich mit Gott verbunden bin, *betrifft* mich der Andere unmittelbar. Und dann natürlich auch sein Leid und seine Not: Dann tut es mir *weh*, dass der Andere leidet.

Ansonsten würde ich nur um mich selbst kreisen und hätte den Anderen wenig im Blick. In einem Leben der Trennung und Absonderung oder „Sünde“ lässt mich das Leid des Anderen kalt und ich will mit seiner Not nichts zu tun haben: „Selber schuld, hat er nicht anders verdient“.

Wenn ich den anderen Menschen nicht anerkenne – weil er nicht zu meinem Land gehört, zu meiner Kultur, meiner Religion, meiner sozialen Schicht – dann ignoriere ich nicht nur seine Not, sondern ihn selbst.

Dabei ist es doch die unbegreifliche Barmherzigkeit Gottes, in der er sich mit dem *einzelnen* Menschen absolut identifiziert – ohne zu fragen, ob der‘ s verdient hat oder nicht, ob er offen ist oder nicht.

Genau *so* sollen wir in der Nachfolge Jesu mit dem Nächsten umgehen: Barmherzig sein, wie unser Vater im Himmel barmherzig ist.

Ohne über den Anderen zu urteilen, sollen wir uns ihm in seiner Not zuwenden.

Für mich besteht ein innerer Zusammenhang darin, dass Jesus durch die Mensch-

werdung nicht nur ganz Gott, sondern auch ganz Mensch war. Dadurch hat er sich vollständig mit dem Menschen *an sich* identifiziert. Dieser innere Zusammenhang ist der eigentliche Grund und die Basis allen caritativen Handelns, das nicht danach fragt, ob's der Einzelne verdient oder nicht.

Der einzige Beweggrund heißt: Da ist Not. Und weil da Not ist, wende ich mich dem Menschen zu. Radikal.

Und das ist manchmal ziemlich viel verlangt. Ich denke an eine Mitarbeiterin, die große Probleme hatte mit der Geruchsbelästigung durch ungepflegte Klienten.

Ekel ist eine natürliche menschliche Regung, der man im Annehmen begegnen muss, um überhaupt in bestimmten Situationen helfen zu *können*. Aber wie geht das? Die Caritas im Bistum Köln bietet dazu ein Seminar an.

Der am 11. Oktober heilig gesprochene belgische Pater Damian de Veuster hat es so gelöst: Als er sich 1873 von Hawaii nach Molokai versetzen ließ, um auf dieser „Insel ohne Wiederkehr“ ganz für die Leprakranken da zu sein, konnte er den Verwesungsgestank nicht aushalten, der von den Kranken aufgrund ihres Leidens ausging.

Er hat sich so geekelt, dass er die Sakramente nur spenden konnte, wenn er dabei Pfeife geraucht hat! Nur so hat er zunächst mit dem Ekel umgehen und sich weiter den Kranken zuwenden können.

Meist sind wir nicht in Situationen, die unser Ekelgefühl so massiv beanspruchen. Oft sind's die Alltagssituationen, in denen's schwer fallen kann, Jesus im Anderen zu erkennen und zu begegnen: Sei's der Nachbar mit seinem ganz anderen Lebensstil, seien's arme, abhängige oder wohnsitzlose Menschen, die auf die Hilfe von Tafeln und Sozialkaufhäusern angewiesen sind – auch „gute Christen“ reagieren da schon mal mit Unbehagen oder Verachtung und rümpfen die Nase. Dabei verlangt schon allein die Tatsache, dass der andere ein *Mensch* ist, dass wir ihm liebevoll begegnen – ohne danach zu fragen, was *wir* davon haben oder was es *uns* bringt.

Darum geht es im Letzten Gericht des Evangeliums, vor dem sich niemand fürchten muss. Alles was es braucht, ist ein wachsames Herz, das sich von der Not des Anderen anrühren und bewegen lässt. Das nicht vorbei sieht, sondern in der Lage ist wahrzunehmen, was der Andere zur Wendung der Not braucht und dann aktiv wird – unabhängig von den eigenen religiösen oder moralischen Einstellungen. Amen.